



Christoph
Janacs

Das Haus
des toten
Mannes

EDITION
TANDEM

Das Haus des toten Mannes

Auf einmal waren die Leute fort, die Straßen und Plätze leer, die Geschäfte, Restaurants und Märkte geschlossen und die Touristenströme versiegt. Und damit auch seine Einnahmequelle. Es war sinnlos, auf seinem gewohnten Standort weiter sitzen zu bleiben und zu hoffen, jemand käme vorbei, dem er sein „Biiittä! Biiittä“ entgegenrufen könnte, die Hände zu einer Schale geformt und mit dem Oberkörper vor und zurück wippend und darauf wartend, eine Münze würde sich aus einer Sakkotasche oder Geldbörse gnädig in die gelbe Plastiktasse vor ihm verirren, damit er dem edlen Spender ein „Dankä schön! Dankä schön!“ nachschmettern konnte. Es war sinnlos.

Die Tage zuvor schon hatten sich die Reihen der Touristen gelichtet gehabt, auch die Zahl der Einheimischen war geringer geworden, aber er hatte sich dabei noch nichts gedacht und es auf das kalte Wetter geschoben. Leute wie er trotzten jedem Wetter – was blieb ihnen auch anderes übrig? –, aber die Ureinwohner (wie er die Hiesigen insgeheim bezeichnete) flohen vor dem Schlechtwetter, besonders in der Übergangszeit, wenn nach sonnigen Tagen plötzlich Graupelschauer niedergingen und ihn in Minutenschnelle in einen bizarren Schneemann verwandelten, und hatten es besonders eilig, in ihre Büros, Geschäfte oder mit ihrem Einkauf vom Wochenmarkt nach Hause zu gelangen, so daß kaum jemand stehenblieb, um, mit dem Schirm gegen Wind und Niederschlag kämpfend, nach ein paar Münzen in der Manteltasche zu suchen. Und die Touristenbusse entleerten ihre Fracht nahe dem Zentrum möglichst schnell, damit diese ins nächstbeste Café einfallen und alles kahlfressen konnte wie ein Heuschreckenschwarm, während ihm und den anderen Obdachlosen kaum genug Geld blieb für eine Suppe oder einen wärmenden Tee.

Doch jetzt waren sie alle fort. Wie weggezaubert. Ein paar Passanten gab es schon noch, aber nur vereinzelt und alleine, und die liefen gebückt und drückten sich Tücher vor den Mund, als herrschte tiefster Winter; dabei hatte das Wetter wieder gewechselt, war warm und sonnig geworden, eigentlich ideal für Seinesgleichen. Stattdessen Grabesruhe. Ja, die Stadt glich tatsächlich einem Friedhof oder besser: einer Geisterstadt, in der sich Leute wie er wie vergessene Statisten ausnahmen oder deplatzierte Museumsstücke, die man schon längst hätte wegräumen sollen und die nur im Weg standen. Allerdings stand bzw. saß er jetzt niemandem im Weg. Es war da niemand. Er erhob sich mühsam, steckte die leere Schale in sein Bündel und machte sich auf den Weg in die Altstadt.

Es war gespenstisch: Da ging niemand, da saß niemand auf einer Bank, um sein Gesicht in die Sonne zu halten, da fuhren keine Autos und keine Taxis, und die wenigen Busse waren nicht einmal schütter besetzt. Wären nicht die Tauben und unten am Fluß die Möwen, es gäbe überhaupt keine Bewegung und kein Anzeichen von Leben. Sowas hatte er noch nicht erlebt, nicht einmal in seiner Heimat, und dort konnte es – zumindest auf dem Land – ziemlich still und einsam sein. Das Kaff, in dem er aufgewachsen war, wäre jetzt die reinste Metropole voller Betriebsamkeit im Vergleich zu der Stadt hier. Irgendwas mußte geschehen sein. Irgendwas hatte er verpaßt – fragte sich nur was.

Er gelangte zu der Stelle, wo für gewöhnlich Mircea saß. Sie war leer. Aber was hatte er erwartet? Daß Mircea da saß und die Luft um Almosen bat? Wenn er sich recht erinnerte, hatte er Mircea schon ein paar Tage lang nicht gesehen. Doch das bedeutete nichts. Mircea tauchte immer wieder gerne einmal unter – wenn er genügend Geld beisammen hatte – und soff sich die Birne weg. Keiner wußte, wo er das tat – zumindest er nicht –, aber wenn Mircea wieder auftauchte, war sein Gesicht zerstört und glich einer Caprä, einer Ziegenmaske, wie sie sie in seiner Gegend am Neujahrstag durch die Dörfer trugen. Sehr viel entstellter konnte man nicht aussehen. Aber Mircea war nicht da und auch kein anderer Bettler. Und keiner von der Konkurrenz der Straßenzeitungsverkäufer. Die haßte er. Die hatten sowas Seriöses und dünkten sich als was Besseres. Dabei waren sie genauso auf Almosen angewiesen wie er, nur daß sie dieses Schundblatt von Zeitung verkauften, das ohnehin keinen interessierte. Er jedenfalls war ehrlicher: er hatte nur seine Not und die seiner Familie.

Ruxandra. Ohne das Photo hervorholen zu müssen, sah er sie vor sich. Obwohl sie nach den zwei Geburten etwas zugenommen hatte und rundlicher geworden war, war sie immer noch schön (und sie würde es auch bleiben, da war er sich sicher, selbst wenn sie noch so alt würde): der fein geschwungene Mund mit den zwei Grübchen links und rechts in den Wangen, die schmale Nase, die dichten, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen, das gelockte schwarze Haar, das sie immer unter einem Kopftuch verknotet trug und nur zuhause und nur für ihn löste und über die Schultern fallen ließ, und die großen Augen, die immer zu strahlen schienen, auch wenn es ihr einmal nicht so gut ging, sie strahlten, glänzten – ganz wie es ihr Name verhieß. Als er sie verließ ... (wann war das? er konnte es nicht sagen, die Zeit war für ihn ein gleichmäßiges Fließen, ein unaufhörlicher Strom, zusammengesetzt aus gleichförmigen Tagen, in denen nichts Außergewöhnliches geschah, nur ein ewig gleiches Aufstehn und Betteln und Geldzusammenkratzen und erschöpft am Abend auf die Matratze sinken unter der Brücke außerhalb der Stadt, und eh er sich versah, waren eine Woche, ein Monat oder gar ein halbes Jahr vergangen, und er konnte dieses Verschwinden der Zeit nur erkennen an dem Wandel der Jahreszeiten und dem

Geldbetrag in dem Kuvert, der zögerlich größer wurde, bis er reichen würde, nachhause zu fahren und ein wenig Unterhalt mitzubringen) ... als er sie verließ, hatte Ruxandra einen dicken Bauch gehabt und gemeint, er solle nicht zu lange fort bleiben. Das Kind mußte längst auf der Welt sein und er kannte nicht einmal sein Geschlecht noch seinen Namen.

Am Brückenkopf blieb er stehen und blickte über den Fluß auf die Altstadt.

Wie er in der Stadt hier ankam: Nach einer langen, nicht enden wollenden Abschiedszeremonie, während der sich ihm Ruxandra immer wieder an den Hals warf und ihn theatralisch abküßte (was ihm in Gegenwart der anderen ungeduldig Wartenden oder milde Lächelnden peinlich war, ihn aber heute, mit dem zeitlichen Abstand von weiß der Himmel wie vielen Monaten, nein: mehr als einem Jahr rührte, mehr noch: ihn mit Wehmut erfüllte und eine Sehnsucht aufkeimen ließ wie ein unerwartetes Gewächs, das sich im Dunkeln entfaltet und dieses erhellt mit seiner einzigartigen Blüte, die vielleicht nur einmal leuchtet und dann wieder und für immer verlöscht), bis er sich mit einer – wie ihm heute erschien: unwirschen, Ruxandra zurückweisenden – Bewegung von ihr löste und in den mit laufendem Motor vor sich hin brummenden Bus stieg, ein klappriges, für eine lange Fahrt wie der bevorstehenden kaum geeignetes Gefährt, das auch noch übervoll war, immer mehr Männer wurden hineingepfercht und nachgeschoben, bis kein Platz mehr war und kaum noch Raum und Luft zum Atmen, und so ging es dann über holprige, schlaglochübersäte Wege im Schritttempo dahin, bis sie nach Stunden endlich die Autobahn erreichten, auf der es wieder stundenlang dahinging, nur für zwei Klopausen war ihnen eine kurze Rast gestattet, bei der sich alle um den Wasserhahn scharten, um ein paar Schluck zu nehmen und ihre Flaschen zu füllen, bevor die Stimme des Beifahrers, der ihnen vor Beginn der Fahrt Papiere und Pässe abgenommen und in Verwahrung genommen hatte (nur um die Grenzübertritte glatt vonstatten gehen lassen zu können, wie er mehrmals und laut bekundet hatte) sie zurück in den Bus peitschte, wo sie sich neu formierten, und so kam es, daß Mircea und er aufeinander trafen, Schulter an Schulter lehrend, hin und her geschaukelt und, immer müder werdend, einander Stütze und Halt gebend, obwohl keiner in dem Gedränge hätte umfallen können, aber es war doch gut, jemandes Schulter zu spüren und seinen flachen Atem und das Gefühl zu haben, nicht allein mit seiner Erschöpfung zu sein, und bei der Pause kurz vor dem ersten Grenzübertritt (der allerdings nicht auf der Autobahn stattfand, sondern abseits, auf einem offensichtlichen Schleichpfad durch unwegsames, gestrüppdurchsetztes Gelände ohne Grenzbalken und Wärterhäuschen) hatten sie sich vorgestellt, ihre Namen genannt und den Ort ihrer Herkunft, einsilbig, ohne lange Umschweife, und dennoch war damals schon so etwas wie Vertrautheit oder besser: Verbundenheit

entstanden, die sich bei den nächsten Pausen vertiefte, wo er dann erfuhr, daß Mircea nicht das erste Mal auf so eine Reise ging, um monatelang in dem fremden Land zu arbeiten, allerdings aber auch, daß er nur einen Teil des Geldes habe behalten dürfen, der Großteil sei eingehoben worden von dem Beifahrer, so wie die Pässe, die sie erst wieder nach der Rückfahrt erhalten bekommen hätten, so lange seien sie von dem Mann und dessen Gehilfen abhängig gewesen, die sie täglich kontrolliert hätten, weshalb er, Mircea, beabsichtige – aber da waren sie schon wieder in den Bus zurückgepiffen worden und drinnen, in dem Gedränge und bei der großen Nähe der anderen, wollte Mircea nicht weiterreden und war seinen fragenden Blicken ausgewichen, bis sie alle der Schlaf übermannte und sie, eingehüllt von den Ausdünstungen der anderen und dem gleichmäßigen Brummen des Motors und hin und her und vor und zurück taumelnd unter den Schaukelbewegungen des Busses, in eine Art zeitlosen, halb bewußtlosen Zustand fielen, ein widersprüchliches Gefühl gleichzeitiger Schwerelosigkeit und Schwere, in der eine Minute eine Stunde sein konnte oder umgekehrt, ein Schweben und Schlingern und scheinbar tiefes Fallen, aus dem er hin und wieder hochschreckte, nur um gleich wieder zurückzusinken, bis sie durch ein heftiges Rumpeln und Stoßen geweckt wurden, wieder war der Bus von der Autobahn abgefahren und kreuzte gerade ein namenloses, von Buschwerk und hohem Gras zugewuchertes Niemandsland, irgendetwas hatte Fahrer und Beifahrer irritiert oder verunsichert, denn sie stritten und gestikulierten (sofern dies über die Köpfe der anderen hinweg und in der Unruhe, die entstanden war, auszumachen war), wahrscheinlich waren sie sich über den Weg uneins und im Begriff, die Nerven wegzuwerfen, denn nun stand der Beifahrer auf und deutete aufgeregt in eine Richtung, in die, so konnte er nur kurz sehen, nichts als ein grasbewachsener Feldweg führte, ein besserer Saumpfad, der wohin auch immer führte, aber sicher nicht in ein Gelobtes Land, in das alle Männer hier und auch er strebten, dennoch riß der Fahrer das Lenkrad herum und steuerte in die Wildnis hinein, ein immer lauter werdendes Raunen und Stimmengewirr füllte den Bus, bis der Beifahrer RUHE! schrie, worauf alle verstummten wie verschreckte Schüler oder, schlimmer, Tiere, die nicht wissen, was auf sie zukommt, nur instinktiv ahnen, daß da Böses auf sie warte, eine Bedrohung, die Angst auslöst und den ganzen Körper erfaßt, der erstarrt und sich vorsorglich tot stellt, aber nichts dergleichen geschah, der Bus rumpelte und schwankte über den Feldweg weiter, saß manchmal auf, was ein unangenehmes Schleifgeräusch verursachte und Schweiß auf aller Stirnen treten ließ, dann tauchten sie in einen Wald und der Weg geriet zur Forststraße, bald darauf wieder freies Gelände und wenig später eine Asphaltstraße, worauf sich der Beifahrer zu den Männern umdrehte und meinte, das Schlimmste sei nun überstanden, bald würden sie wieder die Autobahn erreichen und danach gehe es schnurstracks Richtung Ziel, die paar

Stunden würden sie auch noch überstehen, was mit einem zustimmenden Raunen quittiert wurde, nur Mirceas Blick, den er ihm zuwarf, sagte anderes, für ihn nicht Deutbares, nur so viel: daß er das nicht glauben solle, weshalb er in den folgenden Stunden ein unbestimmtes Gefühl des Auf-der-Hut-Seins entwickelte, er witterte eine Gefahr, von der er sich kein konkretes Bild machen konnte, keine Idee, was da genau auf ihn zukommen würde oder könnte, und mangels genauerer Vorstellung, wogegen er sich wappnen sollte, geriet er in eine Gereiztheit und gleichzeitig große, fast übermächtige Müdigkeit (immerhin waren sie schon mindestens vierundzwanzig Stunden unterwegs, genauer konnte er es nicht sagen, denn sein Zeitgefühl hatte ihn vollends verlassen und Uhr besaß er keine, nur ein altes Mobiltelefon, dessen Akku schwach und deshalb bereits leer war), immer wieder fielen ihm die Augen zu, aber wenn er sie einmal öffnete und über die Köpfe der anderen hinweg verschlafen und unscharf nach draußen blickte, sah er eine fremde, ungemein saubere, zusammengekehrte und geordnete Landschaft, als handle es sich um eine Schaufensterdekoration oder ein Photo einer imaginären, nie wirklich existierenden Gegend, in der sie zweimal eine kurze Rast machten auf kleinen, abseitigen Parkplätzen ohne Toiletanlagen, weshalb sich die Männer, um sich zu erleichtern, in die Büsche schlagen mußten, kein Wasser weit und breit, nichts, womit man sich hätte erfrischen können, so daß er, wie die meisten hier auch, vor Durst zu halluzinieren begann, immer wieder tauchte Ruxandra auf und blickte ihn voller Sorgen, dann wieder vorwurfsvoll, aber immer wortlos, an, ihre Blicke schmerzten ihn und ihre Haare und die ganze Gestalt umgab eine silbrig glänzende Aura, die sie unwirklich, beinahe entrückt wie eine Madonna erscheinen ließ, aber wenn er die Augen öffnete, war da nur diese Menge erschöpfter, übelriechender Männer, ein Haufen willenlos taumelnder Gestalten, die sich nur noch aufrecht hielten, weil sie eingeklemmt da standen und ein Umfallen, ja selbst ein Zusammensinken unmöglich war, und das ging so lange, bis sie wieder von der Autobahn abfuhren und auf einen Weg abseits der hier dicht stehenden Häuser und Dörfer einbogen, um offenbar erneut einen, wie ihm längst klar geworden war, illegalen Grenzübertritt zu unternehmen, aber einer der Männer übergab sich und war offenbar in einem so besorgniserregenden Zustand, daß die Männer um ihn herum zu rufen begannen, der Fahrer möge doch haltmachen und den Mann hinauslassen, so könne man mit ihm nicht mehr weiterfahren, was den Fahrer veranlaßte, auf einen Waldweg einzubiegen und im Schutz von ein paar Bäumen den Bus anzuhalten, einige stiegen aus und hievten den Bewußtlosen ins Freie, legten ihn am Fuß eines Baumes nieder, fächelten ihm zu und einer träufelte ihm die letzten Tropfen aus einer Thermoskanne auf die Lippen, andere drängten nach, um Luft zu schnappen oder sich zu erleichtern, und in dem allgemeinen Tumult gerieten auch sie beide aus dem Bus, Mircea warf einen Blick in die Runde und

prüfte die Lage, dann wandte er sich ihm zu und zischelte: Kommst du mit? Es ist deine letzte Chance, und er, ohne lange zu überlegen, einem Impuls folgend, über den er sich noch heute, mehr als ein Jahr später, nicht klar war, was ihn letztlich dazu bewog (war es das Gefühl, eines Schutzes zu bedürfen, jemand Erfahrenen auf diesem unsicheren Unternehmen zu benötigen oder einfach die fehlende Bereitschaft, noch länger im Bus einem unklaren, mehr und mehr seinem Fokus entwindenden Ziel entgegenzufahren?), er schloß sich Mircea an, dem er vertraute, ohne ihn zu kennen, und von dem er nicht viel mehr wußte, als daß dieser schon mehrmals solche Fahrten absolviert und dabei keine guten Erfahrungen gemacht hatte, er taumelte hinterher, sich mehrmals unsicher umblickend, mit jedem Schritt mehr den Halluzinationen entkommend, nüchterner werdend und gleichzeitig immer deutlicher seine Müdigkeit spürend, strauchelte wiederholt, fiel fast hin, aber Mircea drehte sich nicht nach ihm um, ging stur weiter, getrieben und angezogen wovon auch immer, und er (was blieb ihm anderes übrig?) folgte ihm wie ein Hund seinem Herrn (ja, auf den Hund war er gekommen, das wurde ihm trotz seiner Müdigkeit und durch den Nebel, der sein Gehirn und sein Denken und seinen Blick immer noch trübte, mit jedem Schritt mehr bewußt – auf was er sich nur eingelassen hatte! Ruxandra, verzeih mir!), doch was blieb ihm, der keine Ahnung hatte, wo und nicht einmal in welchem Land sie sich befanden, jetzt anderes übrig als Mircea nachzulaufen, der, je näher sie der fremden Stadt ohne Namen und Gesicht kamen, immer schneller ging, als gelte es, einen vereinbarten Termin einzuhalten, oder als fürchte er, die Stadt könne auf einmal verschwinden, sich in Luft auflösen und sich als ein Hirngespinnst erweisen und sie stünden da wie die größten Trottel der Welt, am Boden zerstört, fassungslos starrend auf die Ruinen ihres Traums, und je näher sie dem vermuteten oder tatsächlichen Zentrum kamen, desto dichter wurde der Verkehr und desto höher die Gebäude, aus kleinen Vorstadthäusern waren Villen und aus Villen Wohnkomplexe geworden, auf den Gehsteigen drängten sich nun zahllose Menschen, die ihnen beiden auswichen, sie mit skeptischen, manche mit mitleidigen oder ablehnenden Blicken ansahen, fremde Gerüche und Geräusche drangen auf ihn ein, nein: bedrängten und ängstigten ihn, er fokussierte den vor ihm unbeirrt dahinstapfenden Mircea, denn wenn er ihn verlöre, er wäre selbst verloren, hoffnungslos verloren, und wüßte nicht wohin, dann, plötzlich, öffnete sich die Straße, der Blick ging hinaus auf einen Fluß mit steilen Böschungen auf beiden Ufern, wo Menschen lagerten, sich sonnten, plauderten oder picknickten, auf den Esplanaden promenierten Familien, Jugendliche fuhren Rad und mit Skateboards, eine Szenerie, die den unwirklichen Eindruck von großer Gelassenheit und Entspanntheit verströmte, von Urlaub, mehr noch: von einem Paradies, das er hier, auf dieser Erde, nicht für möglich gehalten hätte, und da hielt Mircea vor ihm inne und erst jetzt hob er selber den

Kopf und sah, was er schon längst hätte sehen können, und das lag hinter der Flußkrümmung und war kein Hirngespinnst und keine Phantasmagorie, die sich jetzt und dann verflüchtigen würde, das war real und doch ein Wunder:

Mittlerweile hatte er sich an den Anblick gewöhnt. Selbst die größte Schönheit gerinnt zur Banalität, wenn man sie nur oft genug betrachtet. Die herausgeputzten Häuser mit ihren ebenmäßigen Fassaden und den grauen Blechdächern, die Kuppeln und Türme und dahinter auf dem schroff aufragenden Berg die Festung, ein übermächtiger, finsterer Wächter, dem die Stadt buchstäblich zu Füßen lag – ein Bild wie aus einem Historien- oder Fantasy-Film, nur eben real und jeden Tag aufs Neue bestaunenswert. Wegen dieses Anblicks kamen jährlich weiß der Himmel wie viele Millionen Touristen, strömten aus den Bussen, ergossen sich in die Gassen, verweilten in den zahlreichen Cafés, kehrten mit Taschen voll Zeug zurück zu den Bussen, und wenn er Glück hatte, fiel die eine oder andere gnädige Münze in seine Plastiktasse. Sehr bald hatte er gelernt, die Schönheit zu durchschauen und sich mit ihren Schattenseiten nein: nicht anzufreunden, aber irgendwie zu arrangieren und bescheidenen Gewinn daraus zu schlagen. An einen Ortswechsel hatte er kein einziges Mal gedacht: Hier hatte er seinen Stammplatz, den ihm keiner streitig machte und von dem ihn nicht einmal die Polizei vertrieb, hier hatte er ein paar Freunde gewonnen, von denen ihm Mircea am wichtigsten und am treuesten war, hier hatte er eine Art Einkommen, das er eifrig zusammensparte immer noch in der Hoffnung, es würde bald groß genug sein, um mit ihm nach Hause fahren und Ruxandra so viel übergeben zu können, daß sie wenigstens eine Zeitlang ein Auskommen haben würden, hier –

Auch diese Stadtseite war so gut wie menschenleer. Und es war still, unangenehm still. Nun war das Rauschen des Flusses viel deutlicher zu hören und dominierte alles, was er hörte, die Schreie der Möwen gellten lauter und das Folgetonhorn eines Einsatzwagens hallte ungedämpft durch die Straßen und klang lange nach. Das war nicht mehr die vertraute Stadt. Jetzt war das geschehen, was er damals, bei ihrer Ankunft, gefürchtet hatte: daß sich der Traum verflüchtigen und als Chimäre herausstellen würde. Die Stadt war noch da, aber es war nicht mehr die gleiche. Er hatte sich verlaufen und war in eine Kulisse geraten und zu einem vergessenen Statisten geworden, jetzt irrte er durch ein Labyrinth, aus dem es keinen Ausgang gab.

Er bog in die schmale Gasse ein, die für gewöhnlich von tausenden Touristen überquoll (die Ureinwohner mieden sie und kamen höchstens vor oder nach den Strömen hierher, also ganz in der Früh – aber da hatten die Geschäfte noch nicht geöffnet – oder am Abend – aber da hatten die Geschäfte schon geschlossen), jetzt aber gähnend leer war: nicht ein einziger Mensch war zu sehen, es

war, als hätte die gesamte Menschheit die Flucht vor dieser Stadt ergriffen oder sei ausgestorben und er, der letzte Überlebende, ein Gespenst, das keinen mehr erschrecken konnte, weil es niemanden mehr gab.

Er bog auf den Marktplatz ein, auf dem normalerweise reges Treiben herrschte, Menschentrauben sich um den Würstelstand und die Buden mit Andenken bildeten und weiter oben von Fähnchen oder Regenschirme schwenkenden Reiseleitern angeführte Touristengruppen den Zugang zu den weiteren Plätzen verstopften. Heute aber: nichts dergleichen. Was keinem Photographen gelang – nämlich die Stadt ohne störende Menschengruppen und Autos abzulichten –, er hätte es jetzt gekonnt, wäre er im Besitz einer Kamera gewesen. Und erst jetzt konnte er die tatsächliche Schönheit der Stadt genießen und sie sehen, wie sie einst von ihren Erbauern gedacht war: von Menschentrauben, Ständen und Fahrzeugen unverstellt, erstrahlten nun die Fassaden in einem neuen Licht, sogar die verschiedenen Pflasterungen fielen ihm jetzt auf, und aus dem Brunnen mit dem feingearbeiteten Gitter konnte er ungestört ein paar Schluck nehmen, ohne von jemandem scheel angeblickt zu werden. Das alles wäre schön, wenn er nur wüßte, was zu dieser einzigartigen Situation geführt hatte.

Oben, am Ende des Marktplatzes, hielt er sich wieder rechts, und da sah er ihn. In dem Torbogen, der die beiden Plätze miteinander verband, stand Mircea an die Auslage der Buchhandlung gelehnt und spielte Mundharmonika. Es war eine Weise aus ihrer Heimat, aber eine, die immer nur zu Begräbnissen gespielt wurde. Mircea mußte sich in einer denkbar schlechten Stimmung befinden.

Als Mircea ihn sah, setzte er sein Instrument ab.

Du hier?

Wo sonst?

Ich dachte, du bist abgetaucht.

War ich auch. Aber was soll man machen, wenn das Wenige nicht reicht und das Nichts noch weniger?

Und du glaubst, hier würdest du was bekommen?

Glaub ich nicht. Du siehst ja, was hier los ist. Nämlich nichts. Aber mir war einfach danach.

Schlechte Stimmung?

Sollte ich bessere haben?

Weiß nicht, was du sollst. – Er machte eine Pause und blickte durch den Bogen hinüber zu dem Platz, der im Sonnenlicht heller und größer, weiter wirkte, vor allen Dingen ohne die Stände und Menschen. – Was ist hier eigentlich los?

Was hier los ist? Liest und hörst du nichts?

Nein.

Sag mal: Wo lebst du eigentlich?

An einer Hausecke und unter einer Brücke.

Sehr witzig.
Meinte ich aber nicht so. Also: Sags mir!
Eine Seuche ist ausgebrochen. Im ganzen Land. Auf dem ganzen Kontinent.
Kam aus Asien rüber, und jetzt stecken sich die Leute reihenweise an. Erste
Tote gibts auch schon.
Deshalb –
Genau. Geschäfte zu, Schulen zu, Grenzen zu.
Grenzen auch?
Natürlich! Wir könnten jetzt nicht mal nach Haus, wenn wir es wollten.
Ich dachte, ich würde –
Kannst du vergessen. Wir sitzen hier fest. Fragt sich nur, woher wir jetzt Geld
bekommen.
Wir könnten –
Vergiß es. Die haben jetzt schon genug Probleme mit den eigenen Arbeitslosen.
Da werden sie nicht uns auch noch versorgen.
Was willst du dann machen?
Weiß nicht. Der Fluß ist tief genug.
Mach keine Witze!
Mach ich nicht.
Mircea war in einem Zustand, wie er ihn noch nie zuvor an ihm erlebt hatte.
Mircea, der Starke, Mircea, der immer einen Weg wußte, Mircea, der ihn hierher
gelotst und vielleicht damit vor einem bösen Schicksal bewahrt hatte, Mircea,
der –
Mach keine Dummheiten!
Mach ich nicht.
Versprochen?
Versprochen. War nur ein Witz.
War aber nicht lustig.
Ich weiß.
Wir könnten zusammen –
Vergiß es. Wenn wir gemeinsam auftreten, fällt für jeden von uns noch weniger
ab. Außerdem, wo bitte könnten wir –
Ich meinte ja nur.
Ist schon gut. Ich weiß es zu schätzen.
Na, dann –
Machs gut.
Du auch.
Mit Mircea war heute nichts anzufangen. Ein paar Schritte weiter – er hatte den
Torbogen schon fast durchquert – blieb er stehen und drehte sich noch einmal
um.

Mircea –
Was?
Ach nichts.

Er überquerte den langgezogenen Platz, der sich am Ende verjüngte und in eine Straße mündete mit einem ausladenden gemauerte Brunnen, einer Pferdeskulptur davor und mehreren riesigen Gemälden an der Rückwand. Ihm gefiel das Ensemble nicht: zu protzig, wie so vieles in dieser Stadt. Die Stadtplaner hatten offenbar den Drang verspürt, überall und bei jeder Gelegenheit Brunnen errichten zu müssen, die mehr übergroßen Skulpturen glichen und nichts Heimeliges an sich hatten, nur Schaucharakter: Seht her, was wir nicht alles können! Links vom Brunnen klaffte ein Loch in der Felswand, das sie hier Tor nannten; aber eigentlich handelte es sich um einen Stollen, den man durch den Berg getrieben hatte und durch den nun eine Straße und O-Bus-Linien in den Stadtteil jenseits des Berges führten. Diesen Weg schlug er ein.

Im Grunde hätte er sich rechts halten können, um hinunter zum Fluß und diesen abwärts zu der Brück zu gelangen, wo seine Matratze und in ein paar Plastiksäcken seine Habseligkeiten lagen und in einer Mauerritze verborgen der Umschlag mit den Banknoten, die er sich zusammengespart hatte. Der Weg wäre kürzer gewesen, aber auch kälter, weil nah am Ufer und im Schatten der Stadtberge und der Häuser gelegen, und die Chance geringer, auf Menschen zu stoßen. Vielleicht hatte ihn dies bewogen, diesen Weg zu nehmen. Er konnte es nicht sagen; er ging einfach.

Statt hinter dem Stollen die erste Straße rechts zu nehmen, um so in einem Bogen hinunter zum Fluß zu kommen, zweigte er links, also in die Gegenrichtung, ab, hinein in einen kleinen Stadtteil, der an einem Ausläufer eines der Stadtberge lag. Alle schmalen Straßen endeten hier und es gab da noch kleinere Villen mit Gärten, sofern sie nicht schon geschliffen und ersetzt worden waren durch Wohnanlagen und Bürogebäude. Was ihn bewogen hatte, hier herein zu gehen, wußte er nicht. Auf Menschen zu stoßen, war hier noch unwahrscheinlicher als auf einer Hauptstraße; hier lebte man zurückgezogen, hielt sich bedeckt und war am liebsten unsichtbar. Aber so war es bei ihm häufig: Immer wieder tat er etwas, folgte er einem Impuls, von dem er in dem Moment nicht und auch später nicht sagen konnte, warum er dies oder jenes getan habe, er tat es einfach, wie ferngesteuert, geleitet von einer unsichtbaren Hand, die ihn an Orte und in Situationen brachte, die er ohne sie nie erlebt hätte. Er glaubte nicht an Fügung, Schicksal, Gott oder Götter, die sein Leben oder das aller Menschen steuern würden, aber seltsam war es doch, daß ihm derartiges immer wieder zustieß. Und er konnte nicht behaupten, daß es die schlechtesten Entscheidungen gewesen wären.

Die Schatten fielen in diesem Stadtteil schon ein, wurden länger und hüllten alles in einen dunkelbläulichen Schimmer und eine Kühle, die in ihm hochkroch und bald den ganzen Körper erfaßt haben würde. Lange würde er es hier nicht mehr aushalten.

Und dann sah er das Haus.

Ein kleiner, schäbiger pavillonartiger Bau, die Wände bewachsen von Efeu und wildem Wein, die Holzläden morsch, schon lange nicht mehr gestrichen, manche schräg in den Angeln hängend, der Garten ungepflegt, Büsche und Bäume nicht geschnitten, die Beete – oder das, was von ihnen übriggeblieben war – überwuchert von Unkraut, durch das die ersten Frühlingsblumen mühsam drängten, im Gras die letzten übriggebliebenen Äpfel, braune, faulige Reste des vergangenen Jahres, die den Winter irgendwie überdauert hatten und nun im Begriff waren, sich aufzulösen und den Boden mit ihrem Saft zu düngen. Ein einziger Fremdkörper in dieser sonst schmucken Gegend. Hier lebte niemand, und wenn, dann war er mit der Pflege von Haus und Garten überfordert.

Er drückte gegen die Eisentür des Zauns. Sie gab sofort nach und öffnete sich mit einem klagenden Laut. Er sah sich um, aber da war niemand, der ihn beobachtete. Überall waren die Vorhänge vorgezogen, da und dort brannte schon Licht; wer hier wohnte, war mit sich beschäftigt und nicht mit der Wache über ein dem Verfall preisgegebenes Grundstück. Dennoch ging er vorsichtig, möglichst kein Geräusch verursachend über den gepflasterten Weg auf das Haus zu. Der Eingang lag auf der rechten Seite, von der Straße kaum einsehbar. Dennoch zögerte er, lugte vorsichtshalber durch das Fenster links der Türe, konnte aber nichts erkennen.

Langsam drückte er die verrostete geschwungene Türschnalle nieder. Was er nicht erwartet hatte (Hatte er überhaupt etwas erwartet?): Die Tür war unversperrt und ließ sich ganz einfach aufdrücken. Das konnte bedeuten, daß hier doch jemand lebte, vielleicht einer, der sich hier unerlaubter Weise eingenistet hatte und sein Nest gegen einen Eindringling wie ihn verteidigen würde.

Er schob die Tür vorsichtig ein Stück weiter auf und trat in einen dunklen schmalen Flur. An der Wand rechts hingen ein paar Kleidungsstücke an hölzernen Haken, links stand eine Tür offen. Er beugte sich vor, sah einen Tisch, zwei Sessel und Teile einer Kredenz und eines Tischherds, eines Modells, wie er es von zuhause kannte. Das Ganze wirkte verlassen und gleichzeitig doch nicht unbewohnt: Da standen ein Teller und ein Glas auf dem Tisch, ein Messer lag da und auf dem Teller eingetrocknete Reste von einem Essen. Vielleicht lag er mit seiner Vermutung eines geheimen Bewohners doch nicht ganz falsch. Allerdings roch es hier nicht wirklich ungepflegt oder gar nach Urin und Fäkalien, wie er es schon des Öfteren in ähnlichen Gebäuden erlebt hatte, sondern mehr nach – er suchte nach einem geeigneten Wort, aber es fiel ihm kein besseres ein als: – Alter.

Ja, das war es: Hier roch es nach einem alten Menschen, der Schwerfälligkeit und Abgenutztheit eines schon lange dauernden Lebens. Anders konnte er es nicht bezeichnen.

Er ging den Flur weiter, öffnete die nächste Türe links: Ein Vorratsraum, vollgestopft mit Dingen, die, übereinander getürmt, ineinander verfilzt, Tisch, Sessel und selbst den Boden bedeckend, nicht voneinander zu unterscheiden, in dem schwachen Licht, das durch das einzige verdreckte Fenster fiel, nicht einmal identifizierbar waren. Was hier lagerte, war nichts als Gerümpel, die Überbleibsel eines abgelebten Lebens, und der sie hier abgelegt hatte, hatte die Kontrolle darüber vollends verloren. In diesem Raum herrschte eine Art ur- oder besser: vorzeitliches Chaos, in dem die Dinge, voneinander noch nicht losgelöst, erst ihre Gestalt und Funktion bekommen würden, oder so was wie eine heraufdämmernde Endzeit, der die Dinge harreten, während sie sich bereits aufzulösen und wieder zu vermischen begannen – nur daß über ihnen kein Geist eines Gottes schwebte, sondern ein Mief, der nur schwer auszuhalten war. Er schloß schnell die Türe und wandte sich dem Raum gegenüber zu.

Das Bad: rechts eine gußeiserne Badewanne, auf vier geschwungenen Füßen freistehend und mit einem waagrechten Band verziert (die Farbe unidentifizierbar), an der Wand hängend ein angerosteter Boiler, an der Stirnseite ein winziges Fenster und der Wanne gegenüber eine Waschmuschel, ein blinder Spiegel und eine Toilette, alles in ungepflegtem, vielleicht schon lange nicht mehr benutztem Zustand. Wenn er hier einzog, würde er als erstes diesen Raum reinigen. Ein Bad nehmen, sich in warmem Wasser suhlen, stundenlang seinen Körper aufweichen lassen – das wär etwas!

Die letzte Türe, der letzte Raum. Hier roch es muffig, nicht ganz so schlimm wie in der Vorratskammer, aber streng genug, um den Atem anhalten zu müssen. Das war offensichtlich das Schlafzimmer: links ein dunkelbrauner Kleiderkasten, viel zu groß für den Raum, gegenüber neben dem ebenfalls blinden Fenster eine Anrichte mit ovalem Spiegel und diversem Kleinkram auf der Ablage und rechts – er mußte eintreten, denn die Tür versperrte ihm den Blick – ein wuchtiges Doppelbett, auf dem eine Tuchent gebirgsartig aufragte und den Blick auf den Rest des Bettes und die Wand dahinter versperrte, an der offenbar ein großformatiges Bild hing, da er in dem diffusen Licht so etwas wie einen geschnitzten Holzrahmen zu erkennen glaubte.

Er drehte sich um und kehrte zurück in die Küche. Er hatte außer einem lächerlich kleinen Stück Brot und dem Rest einer Dauerwurst noch nichts in den Magen gekriegt; und jetzt war später Nachmittag und er fühlte ein unbändiges Hungergefühl aufsteigen, das von jeder Faser seines Körpers Besitz ergriff. Er trat an die Kredenz und öffnete Lade für Lade, aber außer altem angeschlagenem Geschirr, Besteck und ein paar Gläsern und Tassen war da nichts. Dann hörte

er ein Klicken und ein elektrisches Summen, eine Vibration lief durch den Boden, er wandte sich um und gewahrte erst jetzt den kleinen Kühlschrank, der sich hinter der Tür verbarg. Es gab also Strom im Haus! Das hieß, es gab doch auch einen Besitzer, der die Speisereste auf dem Tisch hinterlassen hatte, fortgegangen war und jederzeit zurückkehren konnte! Er öffnete schnell den Kühlschrank und fand, was er suchte: Wurst, Käse, Joghurtbecher, eine Milchpackung, ein paar Brotschnitten in Cellophan eingewickelt. Er nahm alles so schnell es ging her-aus, biß von einer Wurst ein Stück ab (das mußte sein) und verstaute die Dinge in seinem Bündel. Er mußte unbemerkt aus dem Haus gelangen; essen konnte er später.

Die Tuchent!

Der Gedanke traf ihn wie ein Blitzschlag, und im selben Moment schoß es siedendheiß durch seinen Körper. Daß ihm das nicht gleich aufgefallen war!

Die Tuchent war deshalb so hoch aufgetürmt, weil sie zusammengeschoben worden war und etwas verbarg.

Er kehrte ins Schlafzimmer zurück, leise, um nur ja kein Geräusch zu verursachen, und trat vorsichtig an das Bett heran.

Da lag der Mann wie aufgebahrt (er war aufgebahrt), die Arme auf dem großkarierten Hemd überkreuzt, das eingefallene Gesicht mit den offenen weißen Haaren, die wie ein Strahlenkranz den Kopf umgaben, totenblaß (er war tot), auf den geschlossenen Lidern und um den Mund ein bläulicher Schimmer. Noch im Tod schien er entspannt und nicht unzufrieden, da war nichts von einem Todeskampf zu bemerken, kein verkniffener oder schmerzverzerrter Ausdruck, nur Ruhe, endgültige Ruhe.

Dennoch beugte er sich über den Alten und lauschte angestrengt. Da war nichts. Er hielt den rechten Zeigefinger unter die Nase. Da war nichts. Kein Herzschlag, keine Atemzüge, nichts. Kein Zweifel: Der Mann war tot. Aber lange konnte er es noch nicht sein: da waren keine Totenflecken auf der Haut, draußen lagen noch Speisereste, den Strom hatte man auch noch nicht abgeschaltet. Wahrscheinlich hatte sich der Alte nur kurz hingelegt und war friedlich eingeschlafen. Oder er hatte eine Müdigkeit gespürt, einen Schwächeanfall, der ihn ins Bett streckte und nicht mehr aufstehen ließ. Oder –. Von was hatte Mircea dahergefaset? Einer Seuche? Was für eine Seuche sollte das sein? Hatte sie am Ende den Alten dahingerafft?

Er wich zurück, unsicher geworden und, auch das, erschrocken. Wenn der Mann ansteckend war und mit ihm am Ende das ganze Haus? Er hatte alle möglichen Dinge angefaßt und sich vielleicht schon infiziert! Wer weiß, was das für eine Seuche war! Aber – Blödsinn: Der Mann zeigte keine Spuren von einem Todeskampf, der hatte nicht mit dem Tod gerungen, nach Luft geschnappt oder sich unter Schmerzen gewunden, der war einfach friedlich eingeschlafen. Einen

schöneren Tod kann man sich gar nicht wünschen.

Er kehrte zurück in die Küche, packte die Sachen wieder aus und begann zu essen. Wenn er es recht bedachte, hatte er jetzt nicht nur ein Obdach, sondern sogar eine ganz komfortable Bleibe gefunden. Seine Habseligkeiten und das Kuvert mit dem Geld konnte er morgen holen, und wenn er sich wusch und frisch einkleidete (irgendwas Passendes würde er schon in dem Haus finden), fiel er kaum auf. Wahrscheinlich war der Alte ohnedies nicht mehr viel unter die Leute gegangen, am Ende kannte ihn niemand in der Gegend und ging er auch niemandem ab. Die Leiche würde er hinter dem Haus, wohin man von der Straße aus nicht sehen konnte, begraben. Und dann das ganze Haus durchsuchen: alte Menschen hatten oft ihre ganzen Ersparnisse zuhause gelagert, in der Lade einer Kredenz, in einer Holzschatulle, unter der Matratze im Bett. Vielleicht hatte er Glück ...

Heute allerdings wollte er nichts mehr tun, nur noch essen und schlafen.

Schließlich hatte er alles verzehrt, was er an Eßbarem gefunden hatte, dazu noch ein halbe Rotweinflasche geleert und fühlte sich nun nicht nur angenehm satt, sondern auch ungemein müde. Er mußte sich schlafen legen. Nur – in der Küche gab es bloß zwei Sessel, in dem verstunkenen Lagerraum würde er es keine Stunde lang aushalten, die Badewanne war zu klein und unbequem, irgendwo auf den Boden wollte er sich nicht legen (das hatte er über ein Jahr lang müssen und auch noch im Freien, das kam jetzt, wo er in einem Haus war, nicht in Frage), blieb also nur das Schlafzimmer. Doch da lag der Tote in dem Ehebett! Diesen jetzt hinauszuhieven – und sei es nur aus dem Bett –, und auf dem Boden zu lagern, das schaffte er in seinem Dusel nicht mehr. Die Welt begann sich bereits in seinem Kopf zu drehen, der Wirbel wurde beängstigend schneller, wenn er sich nicht gleich hinlegte, würde er am Ende noch stürzen und sich verletzen.

Er öffnete die Schlafzimmertüre, trat so leise es ihm in seinem Zustand möglich war an das Bett, hob die Tuchent ein wenig, sah den Alten nicht einmal mehr an und schlüpfte mitsamt dem Gewand unter die Decke.

Mircea stand in der Türöffnung und blickte ihn vorwurfsvoll an. Warum hast du mir nicht gesagt, daß du hier eingezogen und nun Hausbesitzer bist? Aber – das hätte ich schon noch gemacht, ich war nur zu müde und mußte mich hinlegen. Soso, hinlegen und schlafen. Wochenlang! Wochenlang? Ich bin doch erst gestern hier eingezogen. Schwachsinn! Ich such dich schon seit Wochen; dachte schon, du seist gestorben oder nach Haus gefahren. Aber, das geht doch gar nicht. Die Seuche –. Welche Seuche? Na, die, von der du erzählt hast! Ich hab von keiner Seuche erzählt. Was für eine Seuche soll das denn sein? Keine Ahnung, du hast doch davon geredet. So ein Quatsch, du bist ja plemplem. Alle

sind gesund und munter, und an dem bißchen Schnupfen verreckt doch keiner. Putz dir lieber deine Nase, du machst ja einen Höllenlärm! Und steh endlich auf, es gibt viel zu tun! Er richtete sich auf oder besser: versuchte es, aber da war Mircea schon verschwunden und statt seiner stand Ruxandra am Fußende des Betts und sah ihn mit großen vorwurfsvollen Augen an. Wo bleibst du nur so lange? Seit über einem Jahr warten wir auf dich. Wir haben kaum was zu essen und du wohnst herrschaftlich wie ein feiner Pimpf hier und läßt es dir gutgehn! Aber, Ruxandra, glaub mir, ich bin erst seit gestern hier und das Haus gehört mir auch nicht, ich hab nur einen Unterschlupf gefunden und wollte schon längst zu euch, aber das Geld reicht noch nicht und die Seuche –. Was für eine Seuche? Red keinen Blödsinn! Hier gibts keine Seuche. Die hast du nur erfunden, um –. Nein, Ruxandra, die gibt es wirklich. Die ganze Stadt ist schon leer, alle krank oder tot, und neben mir liegt auch ein Toter, den hats auch schon erwischt. Neben dir ein Toter? Quatsch! Da liegt niemand. Wahrscheinlich hast du irgendeine Tussi unter der Tuchent versteckt! Ruxandra packte das Ende der Tuchent und zerrte daran, er in seiner Panik hielt das andere Ende fest und so zogen sie die Decke hin und her hin und her ohne daß einer sie auf seine Seite zu zerren vermochte Ruxandra kreischte und schrie wie er sie noch nie erlebte hatte und gebärdete sich immer wilder und er stöhnte und röchelte vor Anstrengung und bekam kaum noch Luft er war kurz vor dem Ersticken und brachte nur noch unartikulierte Laute hervor die er selbst nicht verstand er keuchte und brabbelte und dann ließ Ruxandra die Tuchent plötzlich los er fiel zurück auf den Polster und Ruxandra die ihn schon so lange kannte und die noch nie ein böses Wort gegen ihn gesagt hatte und die ihn liebte und ihn immer lieben würde egal was auch geschehen mochte rief WER SIND SIE?

Er schnellte empor, schweißtriefend und mit rasendem Puls und blickte in das Gesicht des Alten, der sich neben ihm aufgerichtet hatte und ihn, Spiegel seiner selbst, verständnislos und zugleich voll Angst anstarrte.



Christoph Janacs

Geboren 1955 in Linz/OÖ., lebt in Niederalm/Salzburg;
veröffentlichte bislang zwei Romane, fünf Erzählbände
und über zehn Gedichtsammlungen.

In der Edition Tandem erschienen:

- 2009 **Die Zärtlichkeit von Stacheln**, Gedichte
Bilder: Renate Wegenkittl
- 2010 **Eulen**, Kurzprosa
Photographien: Karl Freudenthaler
- 2011 **Die Stille von Lourmarin**, Gedichte
Federzeichnungen: Christian Thanhäuser
- 2013 **mein Schatten, den ich nicht werfe**, Gedichte
Bilder: Reiner Maria Auer
- 2014 **Hokusais Pinsel**, Gedichte
Bilder: Paul Raas
- 2016 **die Vögel Jerichos**, ein Poem
Musik: Franz Pillinger
- 2018 **Haufenweise Totenköpfe**, mexikanische Geschichten
Photographien: vom Autor
- 2019 **im Zweistromland**, Gedichte
Federzeichnungen: Christian Thanhäuser
- 2020 **Der Seidelbast oder Corona inspirativ**, Geschichten
zusammen mit 4 weiteren Autorinnen und Autoren
- 2020 **Spätlese**, Hörbuch mit Texten aus 8 Büchern
Musik von GrenzWertig